

schen sollte oder eine 60-Grad-Wäsche. Sie ging ins Schlafzimmer, um nach Wäschestücken zu sehen, die in ihrer Temperaturverträglichkeit zu denen aus dem Krankenhaus passen würden. [...]

Noch bevor sie ein Wäschestück berührt hatte, kam der Geruch. Ein blasser vertrauter Muttergeruch. Johanna wusste, dass ihre Mutter eine peinlich saubere Frau gewesen war. Doch getragene Nylon- oder Perlonstrümpfe riechen, Kittelschürzen mit Flecken von Essenspuren, in den Taschen vergessene Taschentücher. Trevirapullover, Söckchen. Sie sortierte die Kleider auf dem Teppichboden des Flurs. [...] Der vage, vertraute Geruch packte sie. Der Geruch hatte sich selbständig gemacht, er war monströs geworden, er hatte die tote Mutter überstiegen. Bevor sie es begriff, hatte sie ihn in den Lungen und atmete ihn aus, um ihn wieder einzusatmen. Sie atmete die Mutter. Und die tote Mutter atmend überkam sie eine haltlose Übelkeit.

Hier geht es nicht um die Handgriffe eines Arbeitsprozesses, sondern darum, dass eine Frau nach dem Tod ihrer Mutter in der Wohnung der Toten nicht weiß, was sie tun soll. Indem sie anfängt, irgendetwas zu tun, nämlich Wäsche zu waschen, gerät sie in den Sog der Kleider, in den Sog der mit Dingen vollgestopften Wohnung, die für sie zu Auslösern der Erinnerung werden. Nicht die Recherche, nicht die Sorgfalt im Hinsehen, nicht einmal die stilistischen Techniken trennen für mich eine Reportage von Kurzgeschichte, Erzählung oder Roman. Den Unterschied macht eine kleine Drehung hin zu psychischen Prozessen. Es sind wenige Grade rückhaltloser Aufmerksamkeit mehr. Mit Erfinden in einem emphatischen Sinn hat das nichts zu tun, eher mit Zulassen. Zulassen von Bildern, von Empfindungen, von Sätzen auch. Eine Formulierung wie „Sie atmete die Mutter“ ist nur die Umsetzung einer sehr konkreten Erfahrung beim Sortieren der getragenen Wäsche. In einer Reportage wäre dieser Satz suspekt; im Roman aber bewährt sich die Reportertreue zu Details, ohne die sich die radikalen Räume des Empfindens nicht öffnen würden. Damit aber ist der Roman eine Reportage aus der Intimität.

„Kennen Sie Ihre Figuren?“, fragte mich nach einer Lesung einmal scheinbar ein Herr, von dem ich vermute, dass er ein Deutschlehrer war. Die Frage hat mir sehr gefallen. Denn jetzt wusste ich noch eine weitere Antwort, warum ich schreibe: Nein, ich kenne meine Figuren nicht. Sie fallen mir auf oder sie fallen mir ein. Sie nehmen mich mit. Ich notiere alles. Und dann schreibe ich, um sie kennenzulernen. //

Angelika Overath, Jahrgang 1957, lebt als Schriftstellerin und Journalistin in Sent. Der Artikel erschien zuerst in der NZZ. Der Essay „Der Teppichboden“ und die Reportage „Im Bellevue Palace der Zimmermädchen“ sind erschienen in *Vom Sekundenglück brennender Papierchen* (Libelle Verlag, 2000); der zitierte Romanauszug ist aus *Nahe Tage. Roman in einer Nacht* (Wallstein Verlag, 2005).

Über die Unlust zu schreiben und die Lust an ungeschriebenen Romanen



Von Dorothea Keuler Wer schreibt, der bleibt, heißt es. Thomas Mann habe drei Seiten täglich geschrieben, Stephen King schafft einige mehr. Wer schreibt, der bleibt.

Meines Bleibens war nicht lange. Ziemlich bald war mein Roman – *Die wahre Geschichte der Effi B.* – vom Buchmarkt und ich aus dem Literaturbetrieb verschwunden. Und ich hatte meine wahre Bestimmung gefunden: als Autorin ungeschriebener Romane.

Davon existieren mittlerweile fünf Stück. Einer spielt in der Antike. Griechische Klassik, Athen im Peloponnesischen Krieg – es geht um die Verschwörung des Feldherrn Alkibiades und warum sie gescheitert ist. Meine Version hätte, wenn sie denn geschrieben worden wäre, mit einer anderen Erklärung aufwarten können als die, die Historiker zu geben pflegen. Bei mir gab es eine Gegenverschwörung. Verschwörung – englisch „plot“. Und dieses Plotten macht gewaltigen Spaß. All die Figuren, die dabei aus dem historischen Dunkel auftauchen! Jede hat ihre eigene Geschichte, ihren eigenen Ton! Und es ist fantastisch, all diese Geschichten miteinander zu verstricken, sich in Bilder und Szenen hineinziehen zu lassen oder von den Rändern des Gespinstes her alle möglichen Fäden zu verfolgen – und wieder wegzulegen. „Arachnes Netz“ hätte er heißen sollen, der Roman. Aber: Spinnen ist seliger denn Texten.

Ich liebe Anfänge, denn jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, wie Hesse sagt, und er hat recht. Leider geht dieser Zauber flöten, je weiter sich ein Roman verdichtet, je mehr Entscheidungen unwiderruflich getroffen werden müssen. Unversehens sieht man sich vom Luftschloss in Schreibstubennief versetzt. Ich schrieb also bald nicht mehr. Zunächst glaubte ich an eine Blockade. Wunderbar! Denn erst die Schreibblockade adelt den Autor. „Schriftsteller schreiben“, hält der Verfasser von einem der vielen überflüssigen Handbücher für Autoren und solche, die es werden wollen, dem entgegen. Schreibhemmungen habe man nur mit gebrochenen Fingern, bestätigt mein hochgeschätzter Kollege K., der mit Hypergrafie gesegnet ist, das heißt: Er muss einfach schreiben und das tut er auch. Er produziert unendlich viel



und richtig gut ist er auch, aber er kommt nicht zum Ende, weil er nicht aufhören kann.

Mir öffnete *Die Mitternachtskrankheit* die Augen, Alice W. Flahertys Abhandlung über die Pathologie des Schreibens. Nein, ich bin nicht blockiert. Blockiert sind die Disziplinierten, die sich tagtäglich an ihren Schreibtisch setzen und denen nichts einfällt. Mir fliegen die Einfälle nur so zu, vor allem, wenn ich mich nicht hinsetze. Warum also die Quälerei? Schon lockt ein neues Projekt. Mittlerweile habe ich die gesamte griechische Klassik mit einem Rhizom aus Krimiplötten unterwandert (Rhizom ist ein weitverzweigtes Wurzelgewebe und eine Lieblingsmetapher der Klagenfurter Juroren).

Ein anderer Roman, den ich nicht geschrieben habe, verbindet das Schicksal des jungen Werthers mit dem des Fräuleins von Sternheim. Letztere ist die tugendhafte Heldin eines Briefromans von Sophie La Roche, den kaum jemand gelesen hat. Ich wollte die Geschichte einer adligen Abenteurerin daraus basteln, in der auch der tote Werther zu Wort käme. Mein Werther war zu seinen Lebzeiten nämlich ein Agent und sollte die kompromittierenden Briefe des Fräuleins von Sternheim in Empfang nehmen. Während er in seiner ländlichen Idylle Erbsen zählte, Homer las und Käfer beobachtete, wartete er in Wirklichkeit auf einen Kurier. Und weil die Liebe zu Lotte ihn nicht nur blind, sondern auch taub machte, verpasste er das Codewort – „Klopstock!“ – und nahm ein böses Ende. Eine fetzige Rokoko-Klamotte mit vertauschten Kindern, familiären Verstrickungen, Geheimbünden, Intrigen, Räuberbanden und einem fulminanten Mantel-und-Degen-Finale schwebte mir vor. Dann erklärte mir eine befreundete Lektorin, dass mit der Parodie eines Werks, das allenfalls ein paar hundert Germanisten bekannt ist, kein Blumentopf zu gewinnen sei, und enthob mich damit gottlob der Mühsal des Schreibens. Es werden eh zu viele Bücher geschrieben, und selbst um die wenigen interessanten zu lesen, ist das Leben eigentlich zu kurz.

Die wahren Abenteuer sind im Kopf, und sind sie nicht im Kopf, dann sind sie nirgendwo, singt André Heller. Dieses Hineinschnuppern in eine Geschichte, dieses Ausspinnen von Handlung, dieses Choreografieren von Figurenkonstellationen führt zu einem Zustand tranceartiger Beglückung, in dem der Geist von jeglicher Erdschwere befreit ist. Damit lassen sich selbst Urlaubsreisen und Familienfeiern unbeschadet überstehen. Die ganze Literaturgeschichte ist ein gigantischer Steinbruch, der zu lustvoller Bricolage einlädt.

Schreiben hingegen ist meistens mühsam. Die Mühelosigkeit des Schreibens kennzeichne den Dilettanten, spricht Schiller. Allerdings kommt diese Äußerung aus dem Mund von Thomas Mann, aus dem vielleicht der Neid auf all die Glücklichen spricht, denen Schreiben keine schweren Stunden bereitet. Überhaupt: Um sich der Mühle des Literaturbetriebs

auszusetzen, muss man entweder von mächtigem Sendungsbewusstsein beseelt oder stark masochistisch, also sehr leidensfähig sein. Warum soll ich mich auf meine vier Buchstaben setzen und mich der Mühsal des Schreibens unterziehen oder, um ein bewegteres Bild zu strapazieren, warum soll ich mich vor einen Karren spannen lassen, während mir vor der Nase der Verlagsvertrag baumelt wie die Rübe vorm Maul eines störrischen Zugtiers. Bin ich ein Esel? Das, was die Freude, das Vergnügen, den Spaß ausmacht, spielt sich nicht auf dem Papier und nicht auf dem Bildschirm ab.

Und höchst fraglich bleibt bei alledem, ob man für seine Mühe denn auch belohnt wird. Für mich gilt, dass jede Arbeit ihren Lohn wert ist. Und: ohne Lohn, keine Arbeit. Literarisches Spielen trägt seinen Lohn in sich selbst, während leider gerade der lästigste, mühseligste Aspekt des Schreibens der am wenigsten belohnende ist. Und schauen Sie sich den Literaturbetrieb doch mal an: Erst haben Sie lange und ausdauernd geschrieben. Dann haben Sie mit Engelsgeduld einen Verlag gesucht und vielleicht sogar einen gefunden. Dann will der Lektor, der das Buch machen möchte, dies und das und jenes geändert haben. Seufzend lassen Sie sich darauf ein. Inzwischen wird der Verlag verkauft oder der Lektor wechselt und dem Neuen fällt etwas Neues ein, was er geändert haben will. Schließlich meuchelt Ihnen ein kopfloses Rechtschreibprogramm Ihre Pointen. Und wenn das Werk dann doch gedruckt ist, wird es von Literaturkritikern, die nicht immer eine Ahnung, aber meistens eine hohe Meinung von ihrer Urteilskraft haben, verrissen. Oder, schlimmer, gar nicht beachtet. Oder noch schlimmer: Ihr Buch kommt an und verkauft sich gut, aber der Verlag geht Pleite und bleibt Ihnen Geld schuldig. Unter den Gläubigern sind Sie dann zwar in bester Gesellschaft – allein, was kann man sich dafür kaufen?

Ja aber, sagt das Über-Ich, ohne Buch kein Literaturpreis, kein Autorenstipendium, kein Stadtschreiberposten, kein Renommee. Hey, sagt das vergnügungssüchtige Es, dafür gibt's jede Menge Höhenflüge und Rausche! Ich aber widme mich längst der Recherche fürs nächste Projekt. Denn was die Recherche mir bringt – Expeditionen in die Antike, Entdeckungsreisen in die Welt umherziehender Räuberbanden oder ins Intrigenzentrum eines Fürstenhofes –, das kann mir kein Abenteuerurlaub bieten! Und das Schöne dabei ist, dass bei meinen ungeschriebenen Romanen immer mal wieder ein Radiofeature abfällt und hie und da ein hübsches kleines Hörspiel. Doch, doch, ich fahre gut mit meinen ungeschriebenen Romanen. //

Dorothea Keuler lebt als freie Autorin in Tübingen. Sie schreibt Radiofeatures über kulturgeschichtliche und literarische Themen, Hörspiele, Kalenderblätter zu Gedenktagen und Anthologiebeiträge. Ihre Bücher *Undankbare Arbeit*, 1993, und *Die wahre Geschichte der Effi B.*, 1998, sind vergriffen.